

HEIMAT - EIN DEUTSCHER MYTHOS

Literatur und Politik: Kulturelle Vielfalt in Zeiten von Migration und Nationalismus

Sehr verehrte Damen und Herren,
bem vindo und obrigado pelo convite

„Kinder- und Jugendheimaten, Ausbrüche, Fluchten, Wanderschaften, Entdeckungen und Eroberungen, Zweitheimaten, Drittheimaten, schmerzliche Heimaten, Fremde und Exil. Aus irgendeiner Heimat sind wir alle hierher gekommen, und Heimat ist's immer, wonach wir suchen.“

Wer einen Roman schreibt über die Migrationsbewegungen unserer Epoche, der mit diesen Sätzen beginnt, wer einen solchen Roman schreibt und zunächst glaubt, von einer Dialektik zwischen Heimat und Fremde ausgehen zu können, als von zwei festen, einander gegenüberstehenden Fakten, der sieht sich schnell auf sehr unsicherem Boden und stellt fest, daß er seine Konstruktion auf Treibsand errichtet.

Heimat ist einer der zauberhaftesten und trügerischsten Begriffe der deutschen Sprache. Wie soll ich den Assoziationsstrom schildern, der einen jeden in dieser Sprache Beheimateten fortreibt, sobald das Wort fällt?

Kindheit und Geborgenheit, Nostalgie und Wehmut, Sicherheit und Enge, Aufbruch, Erinnerung und Zukunftshoffnung. Jedenfalls erscheint das Wort Heimat als etwas Unverrückbares, ein fester Besitzstand zumindest in der Seele eines jeden Deutschen.

Der Literaturwissenschaftler Erhard Schütz schreibt dazu: „Um aber eine rechte deutsche Heimat sich vorzustellen, muß man traditionell ins Ländliche, Dörfliche, Kleinstädtische sich versetzen, von Wald und Heide, Berg und See, Fachwerk und Gartenzaun, Brunnen und Kopfsteinpflaster träumen. So scheint erstaunlich, daß Heimatort als Stichwort im Duden-Bedeutungswörterbuch erst seit 1985 erscheint. Auf den zweiten Blick wird das verständlicher. Das althochdeutsche Heimodil, auf das Heimat ethymologisch zurückgeht, bedeutet schlicht einen Ort, nämlich ein Gut oder Anwesen.“

Für mich bleibt die Urvorstellung von Heimat verbunden mit meinem Vater. Der wurde 1931 in Frankfurt geboren. Als er sechs Jahre alt war, verließ sein Vater die Familie und stürzte sie in

absolute Armut. Sie wohnte fortan in einer Art Slum in der Frankfurter Altstadt, dem damals ärmsten Viertel der Stadt. Dann kam der Krieg, und die Wohnung wurde ausgebombt, die ganze Stadt lag in Schutt und Asche. 1954 heirateten meine Eltern und zogen ein Jahr später fort aus Frankfurt. Da war mein Vater 24, und er sollte außer zu Besuchen bei Verwandten auch nie wieder in der Stadt leben. Aber er kam nie los von ihr. Alle Geschichten, die er mir nicht nur aus seiner Kindheit erzählte, hatten Frankfurt zum Mittelpunkt, selbst wenn er mir Science-Fiction-Geschichten erzählte, sah es auf den fremden Planeten aus wie im Frankfurt der vierziger Jahre. Nie verlor er den Dialekt seiner Heimatstadt, noch als 80 jähriger besaß er den unverkennbaren Zungenschlag. In meiner Kindheit schickte er mich zum Bäcker, Brötchen holen, die es nur in Frankfurt gegeben hatte, und deren Namen die Bäcker in den Gegenden Deutschlands, in denen wir wohnten, nie gehört hatten. Er stritt mit zahlreichen Metzgern, die ihm, wenn er Rippchen verlangte, Kassler verkaufen wollten, da es diese besondere Art Schweinefleisch eben nur in Frankfurt gibt. Er hielt der Frankfurter Fußballmannschaft immer die Treue, obwohl sie nur sehr selten Erfolge feierte.

Ich, der ich in meiner Kindheit und auch in meinem späteren Leben sehr viel umzog, dachte immer: Heimat, das ist das, was meinen Vater mit Frankfurt verbindet.

Nur, warum hatte er dann die Stadt so früh verlassen und zeigte keinerlei Interesse daran, jemals wieder dorthin zu ziehen?

Und wie ich später erfuhr: Meine Großeltern waren keineswegs Frankfurter, sie waren erst wenige Jahre vor der Geburt meines Vaters beide zufällig in dieser Stadt gelandet, beide aus völlig anderen Gegenden des Landes stammend. Die Heimattradition also, die mein Vater für mich verkörperte, die gab es gar nicht. Oder besser gesagt: Es gab sie nur in ihm. Er war der erste Frankfurter der Familie und zugleich der letzte. Und wahrscheinlich klammerte er sich so sehr an seine Vorstellung von Heimat, erst als er sie verlassen hatte.

Ist das nicht seltsam: Etwas als Heimat zu bezeichnen, woran einen nicht die geringste generationenübergreifende Tradition bindet und wohin es einen auch nicht zurückzieht, ja, was man bei der erstbesten Gelegenheit flieht?

Man gewöhnt sich in der Kindheit sehr schnell an seine Umgebung und nimmt sie für selbstverständlich, für den natürlichen, naturgegebenen Rahmen des eigenen Lebens. Familie, Sprache, ein Dialekt, ein Kirchturm und seine Glocken, ein paar Freunde, die Schule, eine Handvoll Straßen, ein bißchen Natur - über nichts davon macht sich ein Kind Gedanken. Daß das die Heimat war, wird einem immer erst im Nachhinein bewußt.

Ja, es sind wahrscheinlich einzig "die menschlichen Beziehungen, die an einen Ort geknüpft sind", die die "Steigerung" einer Wohnung oder eines Hauses, eines Viertels oder einer Stadt zur „Heimat“

vollbringen. In diesem Sinn übrigens ist ein Staat nie eine Heimat. Viel zu groß, zu unterschiedlich, eine Fremde, an die einen - wenn überhaupt - nur die gemeinsame Sprache emotional bindet.

Wobei: Heimat - das ist eher der lokale Dialekt als die nationale Schriftsprache.

Und wenn man dann als Erwachsener ganz woanders lebt und selbst eine Familie hat, ist der Ort, an dem man sich befindet, wieder rasch eine Selbstverständlichkeit, sobald die Gewöhnung eingesetzt hat.

Man hat dann eben zwei Heimateen oder drei oder mehr. Die Kinderheimat als emotionale, ebenso wie die jetzige als faktisch-banal-zufälliger und dann doch wieder nicht zufälliger Ort, an dem man sein Leben realisiert. Diesen Ort, an dem man lebt und an den man sich gewöhnt hat, der einem wiederum ganz selbstverständlich ist, würde man gar nicht überschwänglich als Heimat betrachten und bezeichnen - höchstens wenn man einmal in der Fremde ist und sich plötzlich angesichts all des Unbekannten und Anderen kurz bewußt wird, wie weit man vom Gewohnten entfernt ist und sich vielleicht kurz dorthin zurück sehnt.

Was also hat es auf sich mit diesem merkwürdig romantisch-deutschen Topos der Heimat. Erhard Schütz schrieb dazu folgendes:

„Heimat ist nicht einfach nur heimelig. Heimat ist auch unheimlich. Oder in den Worten von Alexander Mitscherlich: "Das Beengende, das Fesselnde, formlos Grobe, geheim Quälsüchtige steckt - wie immer gemischt - auch in den Falten der Erinnerung, wo das Wort 'Heimat' [...] in erster Linie den Herkunftsort bezeichnet." In solch gemischtem Gefühl, in der Ambivalenz, ist Heimat der Liebe verwandt. Für Heimat wie Liebe gilt, was Roland Barthes für letztere sagte: "Ich kann sehr wohl bewohnen, was mich nicht glücklich macht; ich kann mich beklagen und gleichzeitig ausharren." Entscheidend ist der Wunsch, einbezogen sein zu wollen. "Wer sich einbezogen sehen will, möchte [...] ganz einfach 'ausgehalten' werden [...]. Daß Heimat Geborgenheit ist, erfährt man durch Fremde, durch Gäste, Reisende, Händler oder Flüchtlinge. Hier beginnt in der Heimat die Vorstellung von Heimat. Hier beginnt auch die Sehnsucht nach dem Jenseits der Heimat. In das dann gewechselt, die Heimat erst eigentlich zur Heimat wird - als Erfahrung eines Verlustes. Der bereitet sich vor in irgend einem Riß, einer Bedrohung. Am gewissesten allemal darin, daß man aufwächst, daß sich die Proportionen zur Umgebung ändern. Darum ist, einmal von der Heimat entfernt, Heimat im Grunde stets Ort der Kindheit. Wie die Kindheit den Ort der Heimat bestimmt, allein schon dadurch, ganz undramatisch, daß man an einem Ort der Kindheit entwuchs. Die Sehnsucht danach mag dabei auch auf naive, unbegrenzte Vertrautheit, mag zur traumverlorenen Geborgenheit gehen, wahrscheinlich mehr aber noch wird sie gelenkt vom Wunsch nach der ausgehaltenen Ambivalenz, nach der ertragenen Angstlust, nach den

überstandenen Schrecken, den verwundenen Enttäuschungen und den getrösteten Schmerzen. Heimat so verstanden, ist ein Aktivum, der Versuch, durch eine Produktion dahin zu gelangen, wo man nicht mehr ist und nicht mehr sein kann oder nicht mehr ganz hineinpaßt - außer eben schreibend, malend, fotografierend oder sonstwie. Idealfall der Heimatwahrnehmung ist ein Prozeß von Entfernung aus dem Selbstverständlichen, Entfremdung vom Herkommen und dann ein Wiederannähern oder Wiederfinden, das aber in aller Regel ein Wiedererfinden sein wird. Und damit haben wir es vorzugsweise in der Literatur zu tun, mit der fiktionalen Erarbeitung von etwas je schon Fiktionalem. Und so ist auch in den autobiografischen, memorialen Erinnerung an Herkunft als Heimat immer schon dieses Fiktionale eingeschrieben, eine (Auto)Suggestionsleistung. Was dabei aber herauskommt, ist meist stärker als Heimat je hätte sein können. Es ist ein Kondensat oder Konzentrat - das Selbstverständliche zusammengezogen im Bewußtsein seiner nicht mehr Verständlichkeit von selbst. So ist Heimat nicht einfach nur eine Verlusterfahrung, sondern die Bearbeitung des Verlustes zu einer Erfahrung. Heimat ist Vertrautmachen mit dem Verlust von Vertrautheit. Sie wird so zum Komplement des Gastes, der bleibt. Wie dieser dazu da ist, real das Gewohnte mit dem Fremden vertraut zu machen, so ist Heimat als Heimat der Kindheit die imaginäre Präsenz von Vertrautheit in der Fremdheit, die das erwachsene Leben auch zu Hause ist.“

Heimat, das ist wichtig festzuhalten für meine weiteren Überlegungen, Heimat ist also keine Konstante, ja noch nicht einmal eine faßbare Realität und hat daher nichts mit Blut und Boden zu tun. Heimat ist die Fiktion des Herkommens - aber nicht des unbedingten Hingehörens - die wir uns als Erwachsene bauen - darin ist jeder von uns ein Künstler, ein Schriftsteller. Und muß es auch sein. Denn die größte Illusion ist, daß Heimat uns gehöre - besser gesagt, daß das, was wir unter Heimat verstehen, uns gehöre und wir ein Recht darauf hätten.

Es gibt in meinem Roman eine Szene, in der sich zwei Flüchtlinge unterhalten, einer ein Deutscher des 19. Jahrhunderts, einer ein Syrer des 21. Jahrhunderts. Ihre Flucht und Verlustgeschichten - auch ihre Hoffnungen sind erstaunlich ähnlich.

Der junge Deutsche, der im 19. Jahrhundert nach Amerika auswanderte, um nicht zu verhungern, sagt seinem syrischen Freund aus späterer Zeit:

„Am Abend vor der Abreise ist im Gasthaus Abschied gefeiert worden, am Morgen bin ich dann zum Grab meines Vaters und habe mir eine Handvoll Erde in ein Tüchlein gepackt für mein eigenes Grab in der Fremde, damit ich dort was von Daheim hätte. Es war ja ein Abschied auf Nimmerwiedersehn.“

Das also bleibt oft genug von unserer Fiktion einer dauerhaften, beständigen und unveränderlichen

Heimat: ein Tüchlein Erde.

Gerade wir Deutschen haben in den vergangenen 200 Jahren oft genug erleben müssen, daß die Dialektik von Heimat und Fremde Trug ist, und daß man von einem Tag auf den anderen zum Fremden wird in dem, was man für seine Heimat hielt. Oder zum Fremden erklärt wird.

Niemandem ist es so exemplarisch widerfahren wie den deutschen Juden in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts unter den Nazis, daß ihnen von einem Tag auf den andern die Heimat abgesprochen wurde, sie zu Fremden erklärt und verfolgt und aus dem Land gedrängt wurden. Aber schon im 19. Jahrhundert sind 7 Millionen Deutsche aus ihrer Heimat geflohen, weil sie keine Perspektive hatten, weder politisch noch menschlich noch schlicht um zu überleben. Am Ende des 2. Weltkriegs dann flüchteten Millionen Deutsche aus Deutschland nach Deutschland - und dennoch aus der Heimat in die Fremde - und mußten feststellen, wie wenig willkommen sie waren. Und auch die DDR war dann ein deutscher Unrechtsstaat, aus dem Tausende, die sich nach Freiheit sehnten, fliehen wollten oder aus dem sie vertrieben wurden.

Und selbst wenn es nicht die Politik und die Umstände sind, selbst wenn es nicht um das schlichte Überleben geht, verlassen die Menschen - siehe meinen Vater - ihre - scheinbar - geliebte Heimat und gehen in die Fremde.

Heimat und Fremde also sind untrennbar miteinander verbunden. Und vielleicht ist Heimat nur die Fiktion des anderen und eigenen, die wir zu brauchen glauben, sobald wir in der Fremde angekommen sind, um in ihr eine halbwegs sichere Stellung zu finden.

Die Fremde aber - das ist die Konstante und die Realität unseres Lebens.

Zu Migrieren, zu wandern ist eine anthropologische Konstante der Existenz, und die Gründe dafür können so vielfältig sein wie die Individuen: Kriege, Hungersnöte, Blutrachen, Abenteuerlust, Berufswechsel, Streben nach einem besseren Leben, politische Opposition, rassische oder geschlechtliche Unterdrückung. Kleine Fluchten. Große Fluchten. Existentielle und beiläufige Veränderungen. Wir wandern in die Fremde. Es ist uns in die Gene geschrieben.

Was nehmen wir mit?

Erlauben Sie mir, hier meinen Freund, den libanesischen Dichter Abbas Beydoun zu zitieren, den ich auch schon im Roman zitiert habe:

"Ich glaube, daß jemand, der mit seiner Identität in ein Land kommt, nur dem begegnen wird, was er dort auch auf die eine oder andere Weise erwartet. Ein Besuch in einer anderen Welt sollte ohne eine Identität erfolgen. Es wäre doch Unsinn, dass man sich plagt und reist, nur um sich seines Fremdseins, seines Europäer- oder Arabertums zu versichern, obwohl das so manche Reise oder Auswanderung tut. Ich wünsche uns diese Bereitschaft, unsere Identität zu vergessen (nicht unsere

Existenz oder unsere Kultur), damit wir uns einander annähern ohne fertige Kategorien. Es ist auch ein Abenteuer, die Identität des Anderen zu vergessen (nicht seine Existenz oder seine Kultur), das Abenteuer eines Individuums, das anderen Individuen begegnet. Das Andere als Ziel ist zunächst eine Reise weg vom Selbst."

Es ist auch ein moralischer Akt, seine Identität zu vergessen. Es handelt sich darum zu lernen, nicht zu lehren. Gespräche unter Fremden, die sich offen begegnen, können vielleicht eine Botschaft aus einem gänzlich anderen Land sein, nicht irgendeinem bestimmten, sondern einem womöglich noch unbekanntem. Verweisen wir immer wieder auf diesen Ort, der weder im Osten noch im Westen liegt, es ist ein verschollener Ort, den wir aber hier und da werden zu erblicken glauben auf unserer gemeinsamen Reise. Er taucht auf, doch er kommt nicht, existiert nicht, kein utopischer Ort und auch nicht der ideale Staat, ein verlorener Ort, genauer gesagt ein Ort, der nie Wirklichkeit geworden ist. Dennoch ist es manchmal genau der Ort, auf den wir warten, dem wir lauschen, auf den wir verweisen.

Identität - so begriffen, ist der Avatar, mit dem wir in den Cyberspace der Fremde einbrechen, um der wahren Konfrontation, der wahren Begegnung mit ihr zu entgehen. Nehmen wir stattdessen - symbolisch gesprochen - lieber unser Tüchlein voller Erde mit.

Als ich 23-jährig aus Deutschland fortging, nicht aus existentiellen Gründen, nicht aus Not, fortgetrieben nur von einer Sehnsucht nach dem Fremden, dem Anderen, auch wenn es mit Italien, den Niederlanden und Frankreich keine exotischen Länder waren, in denen ich die nächsten 17 Jahre meines Lebens verbrachte, wie verhielt ich mich da. Ich ging nicht als der mit Identitäten gewappnete Deutsche, ich tat, was vielleicht auch eine sehr deutsche Eigenart ist - ich assimilierte mich. Ich lernte die Sprachen, lernte die Küche, lernte die Literaturen, die Musiken, das Radio, das Kino und das Fernsehen meiner Gastländer kennen. Ich hatte zwei Ziele, die ich beide schließlich erreichte: Ich wollte in einer fremden Sprache träumen, und ich wollte in ihr einen Witz so erzählen können, daß die Einheimischen darüber lachen, anstatt mich fragend anzusehen.

Was hatte ich zu geben: Andere Narrative, andere Gerichte beim gemeinsamen Kochen, andere Traditionen der Feiern, der religiösen wie der Familienfeiern

Ich lernte, ganz so wie es Stefan Zweig aus den Jahren vor 1914 beschreibt, ein Kriegsgegner und Antinationalist zu werden, weil ich nicht mit einer nationalen Identität anderen nationalen Identitäten begegnete, sondern Individuen als Individuum.

Der anfangs bereits zitierte Soziologe Georg Simmel sprach von der Figur des „anderen, der bleibt“. Das ist der Fremde, der sich für die Fremde interessiert, ihr nichts aufoktroieren will, der aber gerade weil er auch ein Eigenes hat und mitbringt (sein Säckchen Heimateerde) zum Erkennen und Interpretieren - und Liebenden - der Fremde werden kann, die er sich ausgesucht hat und die ihn

aufgenommen hat. So können beide einander befruchten: der Wandernde die Ferne, die ihn aufgenommen hat, und er kann sie wiederum bereichern mit dem, was er ist. Wie Abbas Beydoun das nannte: mit seiner Sprache, seiner Kultur.

Und damit sind wir beim letzten der Punkte, die ich ansprechen wollte: Der Mensch, der seine Kinderheimat verläßt und sich einen neuen Ort sucht, ganz gleich, ob er das tut, um ein besseres Leben zu führen oder überhaupt zu überleben - dieser Mensch braucht einen Ort, an den er hingehen kann, er braucht einen Ort, der ihn aufnimmt.

Denn niemand verläßt leichtfertig die Heimat, schrieb ich in meinem Roman:

„Die Fahrt ins Exil ist eine Reise ohne Wiederkehr. Wer sie antritt und von der Heimat träumt, ist verloren. Er mag wiederkehren, - aber der Ort, den er dann findet, ist nicht mehr der Gleiche, den er verlassen hat, und er selbst ist nicht mehr der gleiche, der fortgegangen ist. Er mag wiederkehren, zu Menschen, die er entbehren mußte, zu Stätten, die er liebte und nicht vergaß, in den Bereich der Sprache, die seine eigene ist. Aber er kehrt niemals heim.

Es führt kein Weg zurück. das ist das ehernen Grundgesetz von Flucht und Auswanderung. Du kannst nicht mehr in das Land zurück, in dem du ganz zu Hause warst, denn du möchtest es so finden, wie es in dir lebt, und so ist es nicht mehr. Und so ist es auch nirgendwo anders.

Alles wird anders sein.

Wenn du auch krank vor Heimweh bist
und dein Herz verdorrt,
immer, wenn einer fortgeht, ist
er für immer fort.

Und auch wenn deine Heimat dich austreibt mit Hunger und Mord und Ungerechtigkeit und Verfolgung, wenn sie keine Heimat ist und nie gewesen ist, welche Kraft der Verzweiflung braucht es, blind und hoffend den Weg ins westliche Exil zu nehmen, des Nachts aus dem finsternen Schacht hinauf in die Burg zu klettern und zu glauben, daß Kunde kommt von Hudhud durch den Wind und die Blitze.

Und glückt die Flucht und erreichst du das rettende Ufer, so gerätst du unweigerlich zwischen die Mühlsteine der Fremdheit, die deine Sprache und deine Erinnerungen zermahlen, ob du sie nun loswerden wolltest oder nicht. Das, was du warst, wird zermahlen, aber das Mehl, das in die Schütte fällt, hat einen fremden Geschmack. Das Ufer, an dem du strandest, hat seine eigenen Gesetze und Erinnerungen und seine eigene Sprache, und du lebst dort in einem kulturellen Vakuum, das sich mit Fremdem füllen wird. Im westlichen Exil verwestlichst du nie aus freien Stücken, sondern weil

dir nichts anderes übrigbleibt.“

Dieser Preis, den es den Migranten, den Auswanderer kostet, zu versuchen, etwas Besseres als den Tod zu finden, er ist hoch. Und es gibt für ihn kein größeres Geschenk, keine größere Gnade als eine geöffnete Tür anderswo. Kein gemachtes Bett, keine Garantie des Reüssierens, aber eine Chance, ein Recht auf das, was der amerikanische Traum „Pursuit of happiness“ nennt.

Vor kurzem gab es im deutschen Bundesland Hessen Wahlen. Und im Vorfeld dieser Wahlen wurde daran erinnert, daß auch dieses Hessen an seinen Anfängen Hunderttausende Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten aufnehmen mußte, Flüchtlinge, die im Westen selten willkommen waren, obwohl sie Deutsche wie alle anderen waren. In diesem Zusammenhang gefragt, ob er sich denn vorstellen könne, daß alle diese Fremden zu Hessen passten, antwortete der damalige Ministerpräsident Georg-August Zinn mit dem für mich denkwürdigen Satz: „Hesse ist, wer Hesse sein will.“

Es lohnt, diesem Satz eine Weile nachzuhorchen und ihn nicht zu schnell und damit falsch oder unvollständig zu verstehen. Zinn sagte nicht: Jeder, der hierherkommt, ist ein Hesse wie alle die, die schon immer hier leben. Er sagte: Hesse ist, wer Hesse sein *will*. Er implizierte also, und das scheint mir keine Einschränkung der Zugangsbedingungen, sondern eine Würdigung menschlicher Autonomie, eine bewußte, positive Entscheidung für das Gastland, das zur neuen Heimat werden soll. Denn wer Bürger des neuen Landes werden *will*, der wird ganz automatisch das tun, was dafür vonnöten ist.

So wird aus der These von Heimat und der Antithese von Fremde die Synthese einer humanistischen Gesellschaft: indem Großherzigkeit als individuelle Verpflichtung begriffen wird.